

# Otto Behaghel †

Von Alfred Göke.

Die Gießener Hochschulgesellschaft hat ihren Begründer verloren. Die frische Trauer im Herzen danken wir ihm für alles, was er uns gewesen ist, und geben uns Rechenschaft über sein Wesen und seine Bedeutung.

In der Nacht zum 9. Oktober 1936 ist Otto Behaghel von uns gegangen. Auf der Rückkehr von Meran hat in München eine Lungenentzündung seinem reichgesegneten Leben ein Ziel gesetzt, in derselben Stadt, in der er dreizehn Jahre zuvor die Gattin verloren hatte. Seine Wissenschaft, die deutsche Philologie, hat in ihm nicht bloß ihren Senior, sie hat ihr lebendiges Gewissen verloren, die Überlieferung ihrer großen Zeit, die der Wissenschaft den unbedingten Einsatz eines Lebens, die Zähigkeit ihres Willens und die Kraft ihrer Überzeugung widmete. Die Universität Gießen aber verliert in Otto Behaghel einen ihrer großen Lehrer, der zugleich einer ihrer Getreuesten war.

Am 3. Mai 1854 ist er in Karlsruhe geboren, wo sein Vater als Oberkirchenrat wirkte. Das väterliche Geschlecht ist einst aus den Niederlanden rheinaufwärts gewandert, vom Nordsaum des fränkischen Stammesgebiets bis an seine Südgrenze. In der Mittelniederländischen Dichtung spielt das Adjektiv behagel in Bedeutungen wie ‚gefällig, zierlich, liebenswürdig‘ eine wichtige Rolle. Auch das mütterliche Blut ist vorwiegend fränkisch bestimmt. Im Karlsruher Gymnasium, von dem er in Wort und Schrift lebensvoll und lustig erzählt hat, mußte der vom Elternhaus her bismarckisch Gesinnte manchen Strauß mit seiner teils kleinstaatlich, teils großdeutsch-österreichisch eingestellten Umwelt ausfechten, bis Königgrätz 1866 den meisten, Sedan 1870 allen klar machte, auf welcher Seite Deutschlands Zukunft und Größe lag. Der junge Badener ist dann mit selbstverständlicher Treue in das Zweite Reich hineingewachsen. Im Freiwilligenjahr und bei den Offiziersübungen hat er mit Freude des Königs Rock getragen.

Vom Herbst 1873 bis zum Herbst 1876 studierte er germanische, romanische und klassische Philologie in Göttingen, Paris und vor allem in Heidelberg. Hier fand er in Karl Bartsch den bedeutenden Lehrer, der ihn für die deutsche Philologie gewann in dem umfassenden, vorurteilsfreien Sinn, der jedes Verfahren beherrscht und mit eigenem Urteil den überreichen Stoff ordnet und durchdringt. Im großen Nibelungenkrieg, der damals die Gemüter erhitze, führte ihn Bartsch sogleich auf den Standpunkt, den heute alle einnehmen. Die deutsche Sprache wird die Fackel, an der sich seine wissenschaftliche Kraft immer neu entzündet und die ihm durch ein langes Forscherleben voranleuchtet. Schon damals faßte er Fuß auf dem Felde, das er sich und uns zum Segen zeitlebens bestellt hat, der deutschen Syntax. Unmutig hat er in spätem Rückblick davon erzählt: „Es war im Winter 1873/74, und es war mein erstes Semester. Ich saß zu Füßen von Karl Bartsch, in seiner Vorlesung über ‚Enzyklopädie und Methodologie der deutschen Philologie‘. Da erfuhr ich, daß Jakob Grimm seine deutsche Grammatik nicht zu Ende geführt habe, daß die Syntax unvollständig geblieben sei. In meines Herzens Unschuld faßte ich den Entschluß, dereinst zu vollenden, was unvollendet geblieben war, das zu leisten, was Jakob Grimm nicht mehr hatte leisten können oder wollen.“ 1876 brachte die Doktorschrift ‚Über den Modusgebrauch im Heliand‘ den ersten tapferen Schritt zur Verwirklichung dieses Lebensplans. Die Heidelberger Habilitationsschrift von 1877 über ‚Die Zeitfolge der abhängigen Rede im Deutschen‘, die 1899 zum ‚Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz‘ ausgebaut wurde, brachte dann schon die erste bedeutsame Entdeckung: die Consecutio temporum ist kein Sondervorzug oder — vom Tertianerstandpunkt gesehen — keine Sonderbelastung des Lateins, sondern sie hat im Altdeutschen ganz entsprechend gegolten und ist von indogermanischem Alter.

Auf den von seinen Vorvätern verlassenen Boden kehrte Behaghel 1881 zurück, als er die ‚Eneide‘ des Niederländers Herrn Heinrichs von Beldeke herausgab. Er übersetzte das mhd. überlieferte Gedicht in die limburgische Heimatmundart des Dichters und bot in einer langen Einleitung scharfsinnige und ertragreiche Untersuchungen zu Sprache, Stil und Kunst des alten Meisters, die bis heute in Ehren bestehen. Daß Heinrich von Beldeke die ‚Eneide‘ in der Mundart von Maastricht geschrieben habe, glauben wir nicht mehr, aber mit seiner Rückübersetzung hat Behaghel den Anstoß gegeben, die eigentümliche Doppelstellung dieses Niederländers zu erforschen, der die mittelhochdeutsche höfische Epik begründet hat.

1882 folgt die Heliandausgabe, die wiederum die gesamte Überlieferung verwertet und dabei so handlich bleibt, daß sie 1933 die fünfte Auflage erleben konnte. Zum Altsächsischen kehrte Behaghel 1897 in seiner ‚Syntax des Heliand‘ zurück. Es ist bis heute die einzige folgerichtig aufgebaute, beschreibende Satzlehre geblieben, die ein grundlegend wichtiges Sprachdenkmal wirklich ausschöpft. Dem Heliandforscher Behaghel ist später noch ein besonderer Erfolg beschieden gewesen. Aus einem Einschub in die angelsächsische Genesis hatte 1875 Eduard Sievers erschlossen, daß es eine altsächsische Genesis gegeben habe, vermutlich vom Dichter des Heliand verfaßt und für uns verloren. 1894 wurde das scharfsinnig erschlossene Gedicht durch Zangemeister im Vatikan gefunden; es wurde allgemein als Jugendwerk des Helianddichters begrüßt. 1902 erwies Behaghel aus überlegener Kenntnis des Altsächsischen, daß die Genesis als Werk eines begabten Jüngers gelten müsse, während der Heliand als Werk des alten Meisters allein bleibe. Der Beweis war so überzeugend geführt, daß heute niemand mehr an der Richtigkeit dieser Auffassung zweifelt.

1882 war Behaghel, noch in Heidelberg, außerordentlicher Professor geworden. 1883 erreichte ihn der erste Ruf, am 9. Juni 1883 wird er Ordinarius; 53 $\frac{1}{2}$  Jahr sollte er es sein. Als Moriz Heynes Nachfolger kam er nach Basel, auf alemannischen Boden, der den fränkischen Nachbar mit anregender Kraft umfing. Dem Franken, der so nahe der Stammesgrenze aufgewachsen war, fehlte in seiner feurig beweglichen Stammesart nicht der Sinn für das Schwere, das sinnig Gehaltene, für das heiter-behagliche Gebahren und für das Beschauliche des alemannischen Menschenschlags. In Johann Peter Hebel ist diese Art unserm Forscher landsmannschaftlich ans Herz gewachsen. 1883 hat er in Karlsruhe eine erste Sammlung von Hebels Briefwechsel erscheinen lassen. Noch im gleichen Jahr folgt ihr die Gesamtausgabe mit erschöpfender Einleitung — bis heute die wissenschaftliche Ausgabe des Dichters.

Das Basler Lehramt war anspruchsvoll: es umfaßte das ganze Fachgebiet, dazu den deutschen Unterricht in der Prima des Gymnasiums, so daß Behaghel, der nach seiner philologischen Staatsprüfung 1877 kein badisches Schulamt angenommen hatte, nun doch für fünf Jahre Lehrer des Deutschen wurde. Aus der immer fruchtbaren Berührung mit der Jugend ist 1886 sein Buch ‚Die deutsche Sprache‘ erwachsen, das dem großen Kreis der Gebildeten unser Wissen vom Werden und Leben unserer Schriftsprache erschließt und im Ausland

bis heute als die Einführung in die wissenschaftliche Beschäftigung mit der deutschen Sprache gilt. Hier tritt zum erstenmal der große Lehrer ins Licht, der (ohne je oberflächlich zu werden) stets anziehend bleibt und jede wichtige Tatsache nachdrücklich einprägt. Zwei Bücher anderer Art, aber mit ähnlichen Titeln, die ‚Geschichte der deutschen Sprache‘ (1891, 5. Auflage 1928) und ‚Von deutscher Sprache‘ (1927) kehren nochmals auf dieses Lieblingsgebiet zurück. Von den Entdeckungen, die sie bringen, seien zwei herausgehoben. Das Gesetz der wachsenden Glieder: in den meisten deutschen Formeln (Roh und Reifige) bis hinein in die meisten Firmenschilder (Schade & Füllgrabe) steht der kürzere Ausdruck voran, der längere folgt. Die Entdeckung der Klammerformen schließt sich an. Scheinbar sinnlose Zusammensetzungen wie Ölzweig sind dadurch entstanden, daß aus dem sinnvollen Drittkompositum Ölbaumzweig der mittlere Bestandteil (als der für das Verständnis entbehrlichste) hinausgeschmolzen ist. Ortsnamen wie Salzburg (aus älterem Salzachburg ‚Burg über der Salzach‘) zeigen, daß die glückliche Beobachtung ein schon althochdeutsches Bildungsgesetz unserer Sprache aufgedeckt hatte.

Als 1888 Karl Bartsch starb, wurde Behaghel sein Nachfolger als Herausgeber der Zeitschrift Germania, die er durch fünf Jahrgänge führte, bis sie 1892 zu erscheinen aufhörte. Auf Karl Bartschs Heidelberger Lehrstuhl wurde Wilhelm Braune aus Gießen berufen; dessen Nachfolger wurde Behaghel, der mit Freuden ins Vaterland zurückkehrte. Auf Grund einer stolzen Liste, auf der neben ihm Hermann Paul, Friedrich Kluge, Konrad Burdach und Rudolf Kögel standen, berief ihn die Hessische Regierung auf 1. Oktober 1888 zum Ordinarius der deutschen Sprache und Literatur an die Landes-Universität. Durch mehr als 48 Jahre hat er unserer Fakultät angehört und ist ihr treu geblieben, allen Versuchungen zum Trotz. Die Entscheidung von 1888 ist ein Glück für Gießens hohe Schule geworden. Sie hat es Otto Behaghel ermöglicht, sein Lebenswerk im Rahmen unserer Universität zu vollenden. Er hat dadurch die Ludoviciana an dem Ansehen teilnehmen lassen, das er in Fachreisen und weit darüber hinaus genöß. Durch ihn ist Gießen zur Heimat seines Meisterwerks geworden, der Deutschen Syntax, die er von 1923 bis 1932 in vier starken Bänden, auf mehr als 2400 Druckseiten, vorgelegt hat, nach festem Plan fugenlos gezimmert, auf das feinste gegliedert, mit vollendeter Beherrschung des für jeden andern unabsehbaren Sprachstoffs — mit alledem sein Freibrief auf Unsterblichkeit. Der erlauchte Name Jakob Grimms schwebt

seit Jugendtagen segnend über dem Werk, aber nicht wie Grimm vor drei Menschenaltern die Syntax tatsächlich zu behandeln begonnen hatte, sondern wie ein Grimm heute die Aufgabe angreifen müßte, so hat sie Behaghel gelöst. Ein erstes Mal ist die Syntax hier nicht Stoffsammlung geblieben, sondern ist als System unter Dach gebracht. Alle Einzelheiten unseres Sazlebens sind ins Bewußtsein gehoben und sprachgeschichtlich unterbaut. Die Tatsachen hat der Verfasser größtenteils selbst erst erarbeiten müssen, in der planvollen Arbeit eines Lebens einem Gebiete treu, auf dem ihn die Fachgenossen einsam ließen und das nun durch ihn in den Blickpunkt aller Sprachwissenschaft (längst nicht nur der deutschen) gerückt ist. Mit diesem Werk reicht Behaghel in das Heldenzeitalter unserer jungen Wissenschaft, mit dem er durch seinen Lehrer Bartsch auch menschlich in Fühlung steht. Im Kern verlangen wir vom Manne Mut: zuerst den Mut zu wirken, beim Mann der Wissenschaft darüber hinaus den Mut, ja zu sagen und voranzudrängen, Mut auch zu großzügiger Verantwortung. Ihn hat Behaghel mit seinen Hauptwerken wahrlich und reichlich bewiesen.

Die neben diesen Hauptwerken einhergehenden Einzelarbeiten, die von der ältesten germanischen Vorzeit bis zur Gegenwart über Sprache, Literatur, Altertümer und Volkskunde das ganze geschichtliche Leben unseres Volks umspannen, erreichen nahezu die Zahl Tausend. In zwei großen Festschriften, 'Beiträge zur germanischen Sprachwissenschaft' (zum 70. Geburtstag 1924) und 'Germanische Philologie' (zum 80. Geburtstag 1934) sind sie genannt, doch ist auch die zweite Liste seither überholt.

Während seines ganzen Forscherlebens war Behaghel auch ein Meister der wissenschaftlichen Kritik. Das Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, das er 1880 mit seinem Heidelberger Freund Frits Neumann begründet hatte, durfte er durch 57 Jahrgänge leiten. Jeder der stattlichen Bände dankt seiner Mitarbeit die wertvollsten Beiträge. Knapp und frisch, mit geprägtem Ausdruck, allem flauen Wesen, aller scheingelehrten Schulmeisterei ein Todfeind, hat er seine Anzeigen mit tapferem und fröhlichem Herzen geschrieben.

Mit beneidenswertem Kraftüberschuß hat er dem Deutschtum gedient, weit über die Fachgrenzen hinaus. Ihm verdankt die Hessische Vereinigung für Volkskunde ihre volkskundlichen Sammlungen. Das Südhessische Wörterbuch hat er ins Leben gerufen. Der Hessischen historischen Kommission hat er seit ihrem Bestehen unermüdliche Mitarbeit gewidmet. Um das geistige Antlitz Hessens und seiner Universi-

tätsstadt, um das Gießener Vortragswesen, seine Bühne und sein Musikleben, hat er sich grundlegende Verdienste erworben. Die Germanisten unseres Landes hat er zur Erforschung des heimischen Volkstums und der hessischen Mundarten erzogen. Dem Deutschen Sprachverein, dessen Ehrenring er trug, hat er als warmherziger Berater immer wieder den dornigen Weg geebnet. Seit 1903 war er Mitglied des Gesamtvorstands des Römisch-Germanischen Zentralmuseums zu Mainz. Der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gehörte er als Mitglied an.

Der Deutschen Akademie zu München widmete er seit ihrem Bestehen eine lebensvolle Tätigkeit. So war es der verdiente Dank des Vaterlands, daß ihm zum 80. Geburtstag Reichspräsident v. Hindenburg mit einem Glückwunschschreiben voll warmer Anerkennung die Goethe-Medaille verlieh.

Noch tiefer und nachhaltiger muß der Dank seiner Fakultät und unserer Universität sein. Um sie hat er sich unmittelbare Verdienste in ununterbrochener Reihe erworben, die vom Kleinen und Kleinsten bis zum Wichtigsten und Höchsten führen. Alle Fakultätsarbeit war ihm stets nur ein Stück der Arbeit für unsere Universität als Gesamtheit. Darum wird man ihm nur gerecht, wenn man ihn im Rahmen der großen Gemeinschaft betrachtet. Mit unermüdlicher Kraft und nie ermattender Beweglichkeit war er stets befähigt und gewillt, zum Segen des Ganzen tätig zu sein. Es hat jahrzehntelang im Bereich der Hochschule keine Sitzung gegeben, die er nicht ausgearbeitet oder doch in ihrer sprachlichen Gestalt bestimmt hätte, bis der letzte Anstoß behoben und das letzte irgend entbehrliche Fremdwort ausgemerzt war. Alle Körperschaften, vom engen Fakultätsausschuß bis zum Gesamtsenat, haben seinen Rat willig gehört. Immer hat er ausgleichend gewirkt, um der Sache zu dienen, selbstlos, vom Vertrauen der Gesamtheit getragen. Wie ganz wenig deutsche Professoren hat er dreimal Last und Würde des Rektorats auf die Schultern genommen. Wie er vor allem im Jubiläumsjahr 1907 die Universität vertreten, wie er es verstanden hat, den höchsten Ansprüchen gerecht zu werden, mit Geist und Schlagkraft, gedankenreich und stets auf das Ganze bedacht, das steht heute noch allen in leuchtender Erinnerung, die es erleben durften.

Als mit Beendigung dieses dritten Rektorats der Höhepunkt nach außen überschritten war, ist Behaghel in seinem Wirken für unsere Universität nicht erlahmt. Er hat 1918, im Jahr der schwersten vater-

ländischen Sorge, unsere Hochschulgesellschaft gegründet und ihre Entwicklung bestimmt. Immer war er, der bis in die letzten Wochen seines Lebens keine Sitzung versäumt hat, auch in dieser Körperschaft der Vertrauensmann der Universität. Immer wußte er auch hier mit frischem Geist und jeder Anregung offen neue Wege zu gehen, selbstlos zu raten und zu helfen. Durch all sein Tun leuchtet der unbedingt lebendige, bedeutende Geist. Immer ist er der schlagfertige Redner und warmherzige Lehrer, der nie ermüdend wirkt und der auch den sprödesten Stoff lebendig und anziehend meistert. Lehren an sich ist keine Kunst — die Hörer zum Lernen zu begeistern, das war die Kunst, die er aus dem Grunde verstand. „Dieser kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfnis.“ Sein Seminar war vielleicht nicht das gelehrteste seiner Art, aber gewiß das lebendigste. Wie ihn alles Verknocherte und Beschränkte abstieß, so ließ er jedem seine Freiheit. Er kam aus keiner Schule und hat keine begründet, aber gelernt haben alle von ihm. Seine Gabe war, durch ermutigendes Beispiel und freudiges Vorarbeiten die Schüler zum Mitgehen zu beleben. Er gab im Hörsaal, vor der Jugend, im gelehrten Kreis wie bei jeder Feier, einfach sich selbst. So wird er in unsern Herzen fortleben: als Vorbild eines bedeutenden Lehrers und fruchtbaren Forschers, eines tapferen, lebenswürdigen Mannes. Sein Verlust hat uns ärmer gemacht — reicher sind wir geworden durch das Lebenswerk, das er uns läßt und das lebendig zu halten die Aufgabe eines neuen Geschlechts bleibt. Eine geradlinige, aufrechte, in sich gefestigte und geschlossene, nach allen Seiten hin freigewordene Persönlichkeit — das ist das Geheimnis seines Wesens. Daß er so war, wird ihm unvergessen bleiben.